

Der Hirte

„Amen, Amen, ich sage euch: Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirt setzt sein Leben ein für die Schafe.“ Joh 10,11.

Lesungstext: Johannes 10,1-18

Prof.Dr. Adolf Muschg

Über die Liebe. Eine Rede in Zürcher Grossmünster am 5. März 2017

Heute ist der Tag der Kranken, seit 1939 ein staatlicher Feiertag. Der Text aus dem Johannesevangelium, den wir gehört haben, hat auf den ersten Blick nichts damit zu tun. Das Kapitel 10 handelt von einem Streitgespräch Jesu mit den reformierten Frommen seiner Zeit, den Pharisäern. Sie begegnen einem Menschen, der in seiner Gleichnisrede von Hirten und Herden keinen Zweifel daran läßt, daß er sie für die schlechten Hirten hält, und sich selbst für den guten; die Ich-Form, in der spricht, gipfelt im Satz: „Ich und der Vater sind eins.“

Begegneten wir einem solchen Anspruch bei einem Zeitgenossen, wir würden ihn allerdings für krank halten; für fromme Juden damals war er auch noch gotteslästerlich. Göttliche Väter mit halbgöttlichen Söhnen gab es in der Welt der Griechen und Heiden; für das Volk des Einen Gottes galt unerbittlich Moses 5, 13 „Wenn ein Prophet oder Träumer unter euch wird aufstehen und gibt dir ein Zeichen und Wunder, (...) so sollst du nicht gehorchen den Worten des Propheten oder Träumers, denn der HERR, euer Gott versucht euch (...) Deine Hand soll die erste über ihm sein, daß man ihn töte, und danach die Hand des ganzen Volks“.

Damit hätte sich der Prophet und Träumer Jesus selbst das Urteil gesprochen. Liest man im Johannes-Evangelium ein Kapitel weiter, so treibt er seine Zeichensetzung auf die Spitze: er ruft einen Toten ins Leben zurück. Sein Freund Lazarus in Bethanien wird ihm von dessen Schwestern, Maria und Martha, sterbenskrank krank gemeldet; Jesus bewegt sich nicht gleich, und mit Absicht, wie er zu verstehen gibt. Lazarus muß vier Tage im Grabe liegen, er muß – die Bibel beschönigt nichts – zu stinken angefangen haben, bevor Jesus zu handeln bereit ist: Lazarus, komm heraus! und siehe! der Tote, in Leichenbänder gewickelt, steht auf und wandelt.

An diesem Ereignis will nichts bildlich oder symbolisch sein; aber als reales spottet es jeder Vernunft. Ich kann mir heute nur schwer einen Seelsorger vorstellen, der einen Sterbenden mit der frohen Botschaft von Lazarus zu trösten wagte. Der offizielle „Tag der Kranken“ spricht erst recht nicht mehr davon. Wir suchen die Antwort auf Krankheiten beim technologischen und pharmakologischen Fortschritt und bei der Spitzenmedizin, die ihn anwendet. Daß sie nichts mehr für uns tun kann, ist in ihrem Geschäftsmodell nicht vorgesehen. Passiert es trotzdem regelmäßig, „verliert“ der Arzt einen Patienten, so übernimmt die Statistik und kann belegen, daß der Tod immer später eintritt, daß die Lebenserwartung, jedenfalls hierzulande, sprunghaft gestiegen ist. Ungeschickt nur, daß es nicht unser Tod ist, daß wir immer noch nicht nach der Statistik leben und sterben, sondern als Einzelne, und daß wir uns selbst einen Vers machen müssen auf das schwarze Loch, in dem wir verschwinden. Da sind auch gutgemeinte Worte, wie sie Todesanzeigen schmücken, schwache Lückenbüßer.

Erinnern Sie sich an die TV-Ansprache des Bundespräsidenten Schneider-Ammann zum letzten „Tag der Kranken“? Er hat seinen Mitbürgern nahegelegt, daß *Lächeln* an Krankenbetten Wunder wirken könnte; und das tat er mit einer Grabesmiene, die ihn international auffällig machte, leider als Lachnummer. Dabei wollte er doch nur signalisieren, daß er Krankheit ernst nimmt. Seit der Clown, den Herr Schneider Ammann im Kinderspital heilsam gefunden hat, als Horrornummer an die Spitze der ersten Weltmacht gewählt wurde, ist auch den meistern von uns das Lachen vergangen. Und

wir ahnen, was Hölderlin mit diesen Versen sagen wollte: „Immer spielt ihr und scherzt? ihr müßt? o Freunde! mir geht dies / In die Seele, denn dies *müssen* Verzweifelte nur.“

Aber auch Verzweifeln muß man können. Während meines Studiums hat mich ein einsamer Meister dieser Kunst beschäftigt, wahrscheinlich, weil er mit dem Christentum, in dem ich aufgewachsen bin, aufräumte: der dänische Denker Kierkegaard. Eine seiner letzten, zur Gründungszeit unseres Bundesstaats verfaßten Schriften handelt von der „Krankheit zum Tode“. Er gibt ihr den Namen Verzweiflung – für ihn kein Ausnahmezustand, sondern die natürliche *Condition humaine*. Sie ist auf das Selbst des Menschen fixiert, und Kierkegaard kennt sie in dreierlei Form: wir können verzweifeln wir selbst sein wollen, oder verzweifeln nicht wir selbst sein wollen; wir können aber auch daran verzweifeln, ein Selbst zu haben.

Damit ist ziemlich vollständig alles abgedeckt, was heute an Angeboten zur Selbsterfahrung und Selbstfindung auf dem Markt ist, eingeschlossen die gut gemeinten Versuche der Kirchen, ihre verlorenen Schafe, und das heißt inzwischen: eine so gut wie restlos säkularisierte Konsumgesellschaft dort „abzuholen“, wo sie rotiert. Für Kierkegaard sind das Akte der Verzweiflung an ihrerseits Verzweifelten, die nicht einmal wahrhaben dürfen, daß sie es sind. Das Selbst, nach Kierkegaard, ist nicht zu retten, so lange es sich selbst setzen und nicht wissen will, daß es schon gesetzt ist, gerettet durch den Einen, der die Verzweiflung besiegt hat: Jesus Christus.

Da bleibt auch dem verzweifelten Leser nur noch der Sprung: in den unbedingten Glauben an Denjenigen, der da gesagt hat: Ich und der Vater sind eins. Die Existentialisten meiner Jugend waren von Kierkegaards radikalem Menschenbild so fasziniert, daß sie es auch ohne rettende Konsequenz übernommen haben. Der *Geworfene* ist dazu verdammt, sich selbst entwerfen: damit wäre er, nach Kierkegaard, zur Verzweiflung verurteilt. Aber Camus machte gerade sie zur Grundlage der Humanität, erhob Sisyphus, den ewig vergeblichen Wälzer des Steins, zum Gründungsheros der Kultur. „Il est heureux“.

Ich war lange jung und stolz genug, ihm diesen Glauben, ein Credo ohne Gott, nachzusprechen. Inzwischen beginnt mir Jesus wieder etwas zu bedeuten, ich bin auch wieder in die reformierte Kirche eingetreten. Weil ich an ihre Botschaft glaube? Viel eher, weil sie vom Glauben daran so weit entfernt ist wie ich – aber vom Jesus der Bergpredigt und der Feindesliebe die heilige, die verdamnte Pflicht geerbt hat, sich an diese Entfernung zu erinnern und sie nicht gut sein zu lassen. Es ist nichts Seligmachendes, schon gar nichts Alleinseligmachendes mehr an dieser Kirche; sie befindet sich in einer fast schon absoluten Minderheitsposition. Darin fühle ich mich in ihrer Gesellschaft. Zur Gemeinschaft fehlt ihr viel, aber sie muß wissen, was ihr fehlt, denn Jesus hat es ihr unauslöschlich mitgegeben und mit seinem eigenen Tod besiegelt.

Drei Hauptwörter für drei Größen kennt das Neue Testament, die dem Menschen gleichermaßen unmöglich wie unentbehrlich sind. Glaube, Hoffnung, Liebe. Ich nenne diejenige zuletzt, die nach Paulus die erste ist, eben darum auch die zweideutigste, jedem Mißbrauch ausgelieferte. Man kann, vielleicht muß man sogar Glauben und Hoffnung verlieren; wenn man die Liebe zum ungläubigen, hoffnungslosen Menschen verliert, *ist* man verloren, und die Welt, in der wir immer stärker, schneller, flotter, digitaler, globaler leben, ist es auch.

Ich bin also nicht dankbar zu einer Herde zurückgekehrt, habe mich nicht reuig bei einem guten Hirten zurückgemeldet. Eher ist mir mit den Jahren ein anderer Blick für ihn aufgegangen, und eine neue Aufmerksamkeit für die Zeichen, die er gesetzt hat. Die Erweckung des Lazarus ist es nicht, nicht einmal das Zeichen seiner eigenen Auferstehung. Auch die Sorge um seine Vollmacht als einziger Sohn Gottes ist nicht meine Sorge. Was mich trifft, ist der Satz: „Jesus hatte Martha lieb, und ihre Schwester, und Lazarus.“ Daß diese Liebe Umwege ging, daß sie der eigenen Legitimation diene, mag ein Theologe heilsgeschichtlich begründen, ein Psychologe fragwürdig finden: was mich etwas angeht, bleibt die ganz und gar unrealistische Liebe, die Paulus der Gemeinde von Korinth aufgegeben hat: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu.“

Das soll ein Erfolgsmodell sein? Praktiker aller Sparten können dazu nicht einmal mehr lachen. Warum denn finde ich Korinther 13 nicht nur glaubwürdig, sondern hoffnungsvoll? Weil – wie bei allen wahren Sätzen – das Gegenteil ebenso wahr ist, und eher etwas wahrer. Natürlich ist aus keinem Grund schauderhafter gesündigt worden ist als aus Liebe – sie wird auch für Volk und Vaterland strapaziert, für Grundsätze und Werte, für persönliche Ausreden und private Alibis. Auch der grandiose Satz Augustins: Liebe, und tu, was du willst, läßt sich grenzenlos mißbrauchen, und es

hilft nicht einmal Theologen, daß „liebe“ im lateinischen Text nicht „ama“ heißt, sondern „dilige“: darin stecke der Begriff wohlbedachter Unterscheidung. Aber wer hätte in der Liebe je wohl unterschieden? Da spricht Gretchen allen armen Sündern aus dem Herzen: »Doch – alles, was dazu mich trieb, / Gott! war so gut! ach war so lieb!« Das hat Goethe, als Staatsmann, für seine Person, diplomatischer formuliert: „Kindlein, liebt euch, und wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten.“

Genau da beginnt auch die Staatsraison: auf Liebe läßt sich keine Verfassung bauen. Aber sie bleibt die Seele des Evangeliums, und ohne verpflichtende Liebe geht in der Gemeinde nichts, nicht einmal in der politischen Gemeinde. Feindesliebe heißt für mich: Offenheit, ja Selbstaufgabe für den **wirklich** andern. Und der kleine Unterschied wiegt schwer, ob wir *aus* Liebe sündigen – da ist alles möglich, auch das Schauerhafte – oder *an der* Liebe. Da ist *nicht* alles möglich; da können wir nicht alles tun, da müssen wir viel zu lassen wagen. Da müssen wir uns etwas schenken, aber dürfen auch etwas geschenkt nehmen. Es ist nichts Größeres, nichts Geringeres als das Leben. Das lese ich in der Geschichte von Lazarus, den Jesus lieb hatte. Sein Gott war kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Am Leben können wir verzweifeln. Am Lebendigen nicht. Kierkegaard „Krankheit zum Tode“ hat mich dem Lebendigen zugewandt. Daß es diese Schrift gibt, ist ein Glück, und erhebt sich über die Verzweiflung, von der sie handelt.

Aber auch der Hirt im heutigen Text verdient einen zweiten, einen liebevollen Blick. Er ist die beispielhafte Erinnerung an einen Archetyp menschlicher Kulturgeschichte. Die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob waren selbst Hirten, bevor selbthafte Psalmisten oder ins Exil getriebene Propheten ihren Gott unter dem Namen „Hirt“ anrufen konnten, als ihren Stecken und Stab, der sie an Wasserquellen führen konnte, wo ihnen nichts mangelte. Aber auch der andere Grundstrom unserer Kultur, der griechisch-römische, hat sich den Hirten als idyllisch-utopisches Gegenbild zum städtischen Leben aufgebaut. Da kommt das idealisierte Bergland Arkadien ins Spiel, und die Unschuld der Schafe färbt ab auf die Freiheit der Schäfer und Schäferinnen, auch in der Liebe. Sie werden zum Muster des Lebens in und mit der Natur, namentlich an den Höfen, wo sich der Adel schäferlich verkleidete, um den Luxus seiner Privilegien symbolisch abzulegen und leibhaftig zu genießen. In der Aufklärung und bei Rousseau nimmt der Freiheitskult politische Brisanz an, und in der Schweiz, Europas gelobtem Land des 18. Jahrhundert, kommt alles zusammen: der Hirt, das Gebirge, das Menschenrecht der Freiheit, aber auch die gute Sitte in ihrem Gebrauch. „Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe“, die Mahnung Attinghausens war zugleich diejenige Schillers an die künftige Weltbürgerschaft – „daß frei nur bleibt, wer seine Freiheit gebraucht, und daß die Stärke des Volks sich mißt am Wohl der Schwachen.“ So habe ich in einer Fiebrnacht im Hotel zu Disentis die Bergpredigt in die Präambel der Verfassung zu übersetzen versucht. Bei meinem letzten Besuch in Disentis war das Hotel Cucagna – zu deutsch – Schlaraffenland – nicht mehr zu finden. Die Pleite gehört zur Utopie wie die Verzweiflung zur Liebe.

Seine tiefste Lesart aber schöpft der Hirt, von dem wir heute, am Tag der Kranken, reden, aus seiner Identität mit dem Lamm. Nicht nur „ich und der Vater sind eins“; der Hirt ist auch eins mit seinen Schafen. Das ist der Kern des Evangeliums, und keineswegs nur eine frohe Botschaft, sondern zuerst eine schauerhafte. Der Menschensohn, dessen fast letztes Wort war: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“, starb den Tod der niedrigsten Verbrecher am Kreuz, damit ein Wort des Propheten Isaja erfüllt werde: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der HERR warf unser aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, tat er seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das vor seinem Scherer verstummt“. So stand es geschrieben, und so wurde es vollzogen auf Golgatha, nicht zum ersten und wahrlich nicht zum letzten Mal. Die Jünger dieses Menschensohns sind nicht nur weiter gekreuzigt worden, in seinem Namen, sie haben, als sie die Macht dazu hatten, selbst weiter gekreuzigt, ebenfalls in seinem Namen. Inzwischen können sie es auch ohne ihn, und das Marterinstrument ist *updated* zur Massenvernichtungswaffe. Wer heute nachfühlen will, was damals auf Golgatha abgegangen ist, braucht nur nach Aleppo zu blicken – nur daß es damals noch keinen Fernseher zum Abschalten gab.

Das Christentum, dem ich mich verbunden fühle, war ein einziger, natürlich hoffnungsloser Versuch, die Geschichte in jener Stunde Null von Christi Tod für immer anzuhalten, wenigstens für die teilnehmende Phantasie: *Ecce homo*, seht, was der Mensch ist. Das sind wir: Der am Kreuz, aber auch Der, der ihn pflichtschuldig daran genagelt hat; Der, der ihn zwar nicht verurteilen, aber am Ende lieber nicht dabei sein wollte und seine Hände in Unschuld wusch. Der, der ihm den

Essigswamm reichte, Der, der ihn in die Seite stach. Der, der ihn dreimal verleugnete und zum Felsen einer alleinseligmachende Kirche wurde.

Ecce homines: die nachhaltigste Einheit die das Kreuz zum Vorschein bringt, ist diejenige von Opfer und Täter. Sie erneuert sich in jedem und jeder von uns, wir werden mit ihr nicht fertig. Dafür machen wir wiederum andere fertig, und das Nötigste, was wir dann brauchen, ist ein schwarzer Feind, in dessen Gesicht wir unseren eigenen Schatten nicht wiedererkennen. Die Fortsetzung der Kreuzigung ist programmiert, unsere Reue darüber auch. Der Sündenbock bleibt das unentbehrlichste Haus- und Nutztier der menschlichen Geschichte. Man kann seine Entstehung in allen Einzelheiten, und auch noch in künstlerischer Größe, an der griechischen Tragödie studieren. Sie bedeutet „Bocksgesang“, und was darin schreit, und was uns am Ende freispricht, was uns, durch Horror und Terror, von Horror und Terror reinigen soll, ist der ewige Sündenbock. Christentum, das ist der Glaube und die Hoffnung, es möchte an dem Einen Mal, auf Golgatha, für immer genug gewesen sein. Ein eitler Glaube, eine absurde Hoffnung. „Ungeheuer ist viel, doch nichts / Ungeheuerer als der Mensch“ sagte ein Chorlied des Sophokles, und die Geschichte lehrt, daß man hier das Adjektiv „ungeheuer“ nicht groß genug schreiben kann.

Aber die Geschichte lehrt uns bekanntlich so wenig, wie der Glaube hilft und die Hoffnung trägt. Bleibt die Liebe – und gerade von ihr wissen sie am besten: sie bleibt nicht. Aber sie tut weniger – und mehr. Eine Frau, Antigone, unter allen Opfern der Tragödie das mir teuerste, hat es auf den Punkt gebracht: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben *bin ich*“. „Bin ich“, das ist Hölderlins sprachlich harter Versuch, etwas Unübersetzbares des griechischen Originals wiederzugeben. Das Wort „ephy“ bedeutet nicht: „bin ich da“, es heißt auch nicht „so bin ich geschaffen“, so ticke ich nun mal. Es hat mit jenem un-persönlichen Wachstum zu tun, das wir Pflanzen zuschreiben, mit etwas Ursprünglichem, das mich ausmacht, sprachlos.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ So viel Erinnerung an die Reformation darf sein. Ich könnte nicht anders, wenn ich wollte; ich wollte nicht anders, wenn ich könnte. In einem solchen Augenblick ist Ewigkeit – jeder und jede hat ihn kennengelernt, vielleicht einmal und nie wieder. Darüber kann man nicht reden, auch wenn alles, was wir Kunst nennen, von nichts anderem handelt. „Sprich nur ein Wort, dann wird meine Seele gesund“. Nein, sie wird es nicht, auch die Liebe, gerade sie, geht vorüber, und doch wollen wir von ihr nicht gesunden, denn ganz flüchtig ist auch die vergänglichste nie. Nicht wir machen Liebe, sie macht uns, ohne sie wären wir nicht auf der Welt – wie gut, daß das Gegenteil wahrer Sätze genau so wahr ist. Und die Liebe ist nicht einmal das Gegenteil von etwas: sie ist; und da sie ist, sind wir. Wir werden fortfahren zu hassen, zu lügen, zu kreuzigen, zu morden. Und wenn wir Ungeheuer sind, ist sie es auch, auf ihre andere Art: *sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu.* Welche Freiheit. Ich hoffe nicht auf den Menschensohn. Ich brauche vielleicht nicht einmal an ihn zu glauben. Aber –

Denken Sie den Satz zu Ende, liebe Gemeinde, in aller nötigen Stille. „Tut um Gotts Willen etwas Tapferes“ (Zwingli). Vielleicht reicht es, wenn wir das Unmögliche des Menschen, um des Menschen willen, zu lieben nicht lassen können. Amen.